

WALTER NIGG

# **Die unscheinbare Heilige**

Kloster Maria Hilf • Bühl

Zum Geleit!

Der Postulator der Kongregation für den Seligsprechungsprozess der Mutter Stifterin in Rom, H. Herr Pater Ferrante, schreibt über dieses neue Lebensbild der Mutter Alphons-Maria von Prof. Walter Nigg an die Ehrw. Mutter Maria Vianney in Oberbronn:

„Den Entwurf über das Leben Ihrer Stifterin ließ ich einen unserer deutschen Patres durchlesen, der auf dem Gebiet der Theologie und Geschichte sehr erfahren ist.

Nach seiner Meinung ist diese Biographie ein positiver Beitrag, der die Gestalt als Dienerin Gottes in sehr würdiger Weise hervorhebt und das demzufolge ein Werk darstellt, das verdient, bekannt und unter den Gläubigen verbreitet zu werden.

Mit bestem Wissen und Gewissen kann ich erklären, dass diese Darstellung den Seligsprechungsprozess in nichts beeinträchtigen kann, sondern ein positives Element bildet, das den Ruf der Heiligkeit selbst den Protestanten beweist.

Wenn die Kongregation das Buch in ihrem Namen verbreitet, wird es gut sein, den Rat von Pater Ehrhard zu befolgen, um jedes Missverständnis zu vermeiden“.

Der Rat von Pater Ehrhard an die Kongregation bezüglich dieser Biographie lautet: „Fügen Sie für ihre Schwestern ein offizielles Wort hinzu, in welchem Sie erklären, dass Sie damit das Urteil der Kirchen über die Heiligkeit der Gründerin in keiner Weise vorwegnehmen; sondern, dass Sie dem Verfasser die volle Verantwortung für sein Urteil überlassen“.

Die Kongregation verwirklicht hiermit diesen Rat und übernimmt das hier Gesagte als ihr offizielles Wort an die Schwestern.

Wunsch der Kongregation ist es, dass uns die Mutter Stifterin hier neu begegnet und jede einzelne Schwester anspricht, in unserer Zeit Christus, dem Erlöser, neu zu folgen.

Aus der undramatischen Lebensgeschichte Elisabeth Eppingers wird eine kleine, nachdenkenswerte Begebenheit berichtet. In jungen Jahren war das unscheinbare Mädchen häufig krank und empfing dabei überaus viele Besucher, oft achtzig Personen an einem Tag. Viele wurden angelockt von den über die Jungfrau umgehenden Gerüchten, andere begehrten ein erhellendes Wort über die eigene Zukunft zu vernehmen.

Das Vorkommnis hat die Bedeutung eines Zeichens: Elisabeth Eppinger kommt den Menschen nicht entgegen; sie hat auch nicht jenes einnehmendes Wesen, das auf den Nächsten zugeht und ihm gleichsam in die Arme fällt. Man muss sich vielmehr aufmachen und zu ihr gehen, denn anders kommt es zu keiner tieferen Begegnung.

Wenn wir das Zeichen richtig verstehen, bleibt auch uns nichts anderes übrig, als im Geiste nach Niederbronn zu pilgern. Das darf natürlich keine organisierte Wallfahrtsreise im Autocar mit Musik aus dem Radio sein, wie dies heutzutage geschieht. Wir sehen bewusst vom äußerlichen Getue ab und sind nur von dem einen Wunsch bewegt, ein inneres Bild von Elisabeth Eppinger zu gewinnen, ein Bild, das lebendig in uns ersteht und wieder ein personenhaftes Verhältnis zur Stifterin schafft.

Zwar stehen einer solchen Pilgerfahrt im Geiste einige Schwierigkeiten entgegen. Es ist für den modernen Menschen und auch für eine junge Schwester von heute nicht leicht, einen Zugang zu Elisabeth Eppinger zu finden. Geben wir ehrlich zu, dass für eine tiefere Erfassung ihres Wesens zunächst etliche Widerstände zu überwinden sind.

Die überlieferten Bilder von Elisabeth Eppinger haben nichts Anziehendes an sich. Das Gemälde vom Krankenlager im Klösterle hält keinem künstlerischen Anspruch stand und die später entstandenen Porträts sind stilisiert. Selbst die Fotos befriedigen nicht, da Elisabeth Eppinger nicht fotogen war und die damaligen Fotoapparate nicht genügten. Jedenfalls nehmen diese Bilder den gegenwärtigen Betrachter nicht gefangen; er ist nicht fasziniert von ihnen und vermag den Blick ohne weiteres davon abzuwenden.

Ebenso vermitteln die Biographien über Elisabeth Eppinger ein ungenügendes Bild. Sie sind nach dem allzu bekannten Schema verfasst und haben heute jede Anziehungskraft verloren. Im Tone frommer Erbaulichkeiten steht geschrieben: „Schon im Alter von drei Jahren offenbarte Elisabeth Eppinger einen außergewöhnlichen Glaubensgeist, der Vierjährigen bedeutete das Beten mehr als alles andere, die Sechsjährige beschäftigte sich unaufhörlich mit dem Gedanken an Gott und schon die kindliche Seele hat das Geheimnis des Kreuzes erfasst.“ Wie soll da unsereiner noch mitkommen, wir, die wir uns in diesen Kinderjahren lieber mit Puppen abgaben und mit unseren Gespielinnen herumtollten. Es berührt unser natürliches Empfinden fremdartig und entspricht nicht unserer eigenen Erfahrung, wenn von diesem Mädchen keine einzige Unartigkeit berichtet wird. Unwillkürlich denkt man an eine nachträgliche Zurechtrückung. Musterkinder, die von dauernder Bravheit geradezu überfließen, entlocken uns ehe reinen Seufzer als eine Bewunderung. Ein Wildfang ist uns lieber, gibt er doch den jungen Schwestern das Gefühl: Nicht nur ich habe früher eifrig in den Spiegel geguckt, sondern auch unsere ehrwürdige Mutter Stifterin war in ihren Mädchenjahren nicht frei von Unarten.

Dieses allzu steifen Bildes wegen werden wir zunächst in Niederbronn nicht herzlich begrüßt und auch eine nähere Beziehung zu Elisabeth Eppinger will nicht gelingen. Scheinbar entspricht sie nicht dem Ideal, das wir als heimliche Sehnsucht in der Seele tragen. Eine tiefe Kluft besteht zwischen ihr, als einem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts und uns, die wir die Welt mit den Augen des zwanzigsten Jahrhunderts anschauen. Im ersten Anlauf lässt sich die Verschiedenheit kaum überbrücken. Wir spüren

eine innere Ablehnung, ja eine Aversion – davon nicht offen zu reden, würde eine geringe Wahrhaftigkeit verraten. Wäre es nicht besser, angesichts der sich türmenden seelischen Widerstände auf die geplante Pilgerfahrt im Geiste zu verzichten?

Die Frage ist berechtigt. Unser Start scheint zur gegenwärtigen Stunde unter einem ungünstigen Stern zu stehen. Doch dürfen die erwähnten Bedenken nicht den letzten Ausschlag geben. Die genannten Schwierigkeiten lassen zum mindesten eine zweifache Deutung zu.

Die eine Interpretation geht von der Frage aus, ob Elisabeth Eppingers geringe Anziehungskraft ein Symptom dafür ist, dass ihre Wirksamkeit sich nur im vergangenen Jahrhundert entfalten konnte, heute aber als Leitbild überholt ist? Wir können doch nicht übersehen, dass vieles, was einst hoch im Kurse stand und die Menschen stark beschäftigte, für das gegenwärtige Lebensgefühl einfach vorüber ist. Wer schwärmt in unserer Zeit noch für den Dichter Geibel, der im letzten Jahrhundert zu begeistern vermochte, während heute seine Verse uns nur ein mitleidiges Lächeln entlocken? Wie aber verhält es sich mit der Stifterin der Niederbronner Schwestern? Diese Frage muss man sich stellen, denn gerade auf religiösem Gebiet dürfen wir Gestalten und Kreise nicht gedankenlos übernehmen, sonst wird die Tradition zur bloßen toten Gewohnheit, anstatt zu einem lebendigen Impuls.

Dich lässt der versperrte Zugang zu Elisabeth Eppinger auch eine andere Deutung zu. Es gibt manchmal im Leben des einzelnen Christen eine schwer zu ertragende Trockenheitsperiode, während der ihm jede Betrachtung, jedes Gebet, jeder Aufschwung fade erscheint und er flügellos am Boden herumflattert, gleich einem Albatros, dem die Schwingen gebrochen sind. Derartige Trockenheitsperioden können ganze Generationen überkommen, und wer wollte im Ernste bezweifeln, dass sich unsere Zeit inmitten einer solchen geistigen Ausdörrung befindet? Es klebt ihr in religiöser Beziehung nicht nur die Zunge am Gaumen, sondern sie bringt kaum noch die Fähigkeit auf, einer wirklich christlichen Gestalt ernsthaft zu begegnen. Unsere Augen sind noch mehr gehalten als jene der beiden Jünger von Emmaus, weil wir alles als fortwährend überholt betrachten. Wir sind nicht mehr imstande, zwischen Kern und Schale zu unterscheiden. Wir haben den Spürsinn für das Wesentliche verloren und springen in unserer Unsicherheit hinter jedem neuen Slogan her, so dass wir uns immer mehr im dürren Sand unserer Zeit verlaufen. Eine Trockenheitsperiode im Leben eines einzelnen Christen oder einer ganzen Generation ist eine seelische Krise, in der der Mensch nur allzu leicht das Patientsein mit dem Arztsein verwechselt. Auf alle Fälle sind in einem solch getrüben Seelenzustand die meisten Urteile subjektiv gefärbt und können nicht auf die geringste objektive Gültigkeit Anspruch erheben, geschweige denn, dass sie die richtigen Anknüpfungspunkte vermitteln.

Diese sich widersprechenden Interpretationen verlangen nach einer Besinnung und veranlassen uns nun erst recht, die Pilgerfahrt im Geiste zu der Stifterin auszuführen. Wir dürfen nicht zum Voraus vor dem seelischen Abenteuer zurückschrecken, was wenig Mut verraten würde. Wie der angefochtene Psalmist beschließt, „dennoch stets bei Gott zu bleiben“<sup>1)</sup>, sind auch wir willens, uns selbst zu überzeugen, ob unsere vorgefassten Meinungen zu Recht bestehen, oder ob sich alles ganz anders verhält. Wer bereitwillig im Strom der gegenwärtigen, nach außen gerichteten Zeit mit schwimmt, ist nicht befähigt, eine vorwiegend nach innen schauende Gestalt richtig zu sehen. Nur wer sich ganz bewusst von der heutigen Verwirrung frei macht und die modischen Vorurteile entschlossen von sich abschüttelt, wird durch die vordergründige Erscheinung hindurch in die Tiefe dringen und geistig aufmerksam bleiben, auch wenn es sich um einen ganz unsensationellen Lebenslauf handelt, bei dem das Größte im Kleinsten verborgen war. Es geht nicht um eine Vermehrung der geschichtlichen Kenntnisse über Elisabeth Eppinger, sondern um die Sicht einer beinahe unsichtbaren Person, einer Frau, die mit ihrer Spiritualität inmitten des

aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts eine echt christliche Existenz geführt, und die Wirklichkeit Christi auf eine neue Weise transparent gemacht hat.

## II

„Ihr habt als Gründerin eine Heilige! Ich wiederhole: Eine Heilige“, äußerte sich Kardinal von Rossum nach einem Besuch in Niederbronn <sup>2)</sup>. Ehe wir dieses Urteil übernehmen, ist eine Vorfrage abzuklären: Was versteht man unter Heiligkeit? Kann man diese Frage heute noch so eindeutig beantworten, wie es die früheren Generationen getan haben? Die Heiligen selbst würden einwenden, Gott allein ist heilig. Das ist gewiss wahr. Trotzdem lautet die biblische Forderung: „Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig, der Herr, euer Gott“ <sup>3)</sup>. Freilich lässt sich der Heilige nicht mit Worten bestimmen; er ist von einem Geheimnis umgeben und entzieht sich allen Definitionen. Mit der Heiligkeit verhält es sich wie mit Augustins Aussage über die Zeit: „Was also ist die Zeit? Solange mich niemand danach fragt, ist mir's, als wüsste ich's; doch fragt man mich und soll ich es erklären, so weiß ich's nicht“ <sup>4)</sup>. Alle Versuche, den Heiligen kritisch zu analysieren, um ihm auf den Grund zu kommen, müssen scheitern, weil etwas Unnennbares vorliegt und sein Wesen oberhalb aller Worte liegt. Es fehlen uns schon alle Begriffe, um sein Fluidum adäquat auszudrücken. Obgleich ihm aber etwas Unaussprechliches innewohnt, haben die Menschen doch ein tiefes, manchmal unterdrücktes Verlangen nach dem Heiligen. Mag das Thema „Der Heilige“ heute für viele Menschen eine gewisse Verlegenheit bedeuten, so schauen sie trotzdem nach der, die christliche Existenz verkörpernden Gestalt aus, in der Hoffnung, an ihr innerlich empowachsen zu können.

Die Christenheit hat im Laufe ihrer Geschichte mannigfache Heilige hervorgebracht. Ihre reichhaltige Ausfächerung ist allzu lange in ein monotones Schema hineingepresst worden, das alle individuelle Ausprägung beinahe verschwinden ließ. In Wirklichkeit gab es nie nur ein einzig gültiges Heiligenklischee. Keine Ausformung war für alle Jahrhunderte verpflichtend. Das wäre eine unangebrachte Verabsolutierung einer einzelnen Zeitphase. Das Richtbild des Heiligen wandelt sich mit innerer Notwendigkeit, weil die Sendung eines Gottesboten immer auf eine bestimmte Not seiner Zeit antwortet.

In einer Rede über „Der Heilige in unserer Zeit“ gebrauchte Guardini den Ausdruck „der Heilige der Unscheinbarkeit“ <sup>5)</sup>. Das ist eine ungewohnte Formulierung, da man bei einem Heiligen unwillkürlich an einen Menschen denkt, der kühne Taten wagte und damit die jungen Leute begeisterte, der von imponierender Geistesgröße war, deren Ausstrahlung sich niemand zu entziehen vermochte, und der außerordentliche Wunder vollbrachte. Von all dem ist beim unscheinbaren Heiligen nichts wahrzunehmen, da er nach einem Wort von Jean de Caussade nichts Besonderes plant, sondern immer nur das tut, was von Mal zu Mal die Stunde von ihm verlangt. Alles Auffallende fehlt bei ihm, weil der unscheinbare Heilige in jener Sphäre lebt, in der Gott ins Verborgene sieht. Der Heilige steht in Übereinstimmung mit Christus, der „sich selbst erniedrigte und gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz“ <sup>6)</sup>. Der unscheinbare Heilige ist der Heilige in der tiefsten Erniedrigung, der Mensch, der im Kleinen und Kleinsten Vollkommenheit auszudrücken vermag und dem es das ganz Einfache angetan hat. Seine Heiligkeit ist verhüllt und schimmert nur in seltenen Augenblicken durch die gewöhnlichen Kleider hindurch; die Verschwiegenheit prägt das Siegel seiner Echtheit.

Wenn die angeführte Bemerkung des Kardinals von Rossum, „ihr habt als Gründerin eine Heilige“, richtig ist, dann zählt Elisabeth Eppinger zu diesen unscheinbaren Heiligen, die wir bis dahin viel zu wenig beachtet haben. Die Heilige der heimlichen Wunder erschließt uns

ein neues Verständnis für ihre Gestalt. Mochten die Heiligen auch in der vordersten Reihe der unsichtbaren Phalanx kämpfen, so kannte Elisabeth Eppinger im Grunde ihres Wesens kein anderes Ziel, als unbeachtet vorüberzugehen. Sie wollte sich weder zur Geltung bringen noch von sich reden machen, geschweige denn irgendein ehrgeiziges Verlangen befriedigen. Von außen gesehen war zunächst nur grauer Alltag und gar nichts Überwältigendes wahrzunehmen. Die unscheinbaren Heiligen haben nicht Leuchtendes an sich und werden deswegen auch von den meisten Menschen kaum bemerkt. Leicht kann man an ihnen vorübergehen, da sie niemandem den Weg versperren. Es geht von ihnen kein hellerscheinendes Licht aus, da sie den im Verborgenen blühenden Veilchen gleichen, zu denen man sich herabbücken muss, um ihren Duft zu empfinden. Das Sichtbare tritt hinter das Unsichtbare zurück, und ihr Göttliches ist von einer „heiligen Gewöhnlichkeit“ überwachsen <sup>7)</sup>. Elisabeth Eppinger blieb von ihrer Jugend an bis zu ihrem Tode unscheinbar, trotzdem ist die Nähe Gottes, die das Urgestein der Heiligkeit bildet, bei ihr immer wieder spürbar.

„Bei jedem Besuch hinterlässt sie einen tiefen Eindruck; man geht nicht weg, ohne feste Entschlüsse gefasst zu haben“, berichtet ein Augenzeuge <sup>8)</sup>. Ein ähnliches Erlebnis widerfährt uns, wenn wir uns aufs neue Elisabeth Eppinger nähern, bewahrt uns doch die unscheinbare Heilige vor allen Utopien, Ideologien und Illusionen. Wir stehen ihr einen Moment unschlüssig gegenüber, wissen in unserer Ratlosigkeit nicht recht, was wir sagen sollen und dann fällt uns plötzlich ein Wort von Bernanos ein: „Es gibt Millionen Heilige in der Welt, die Gott allein kennt . . . eine sehr untergeordnete, sehr primitive Art von Heiligen, Heilige von ganz niederer Herkunft, die nur einen Tropfen Heiligkeit in ihren Adern haben und den wahren Heiligen gleichen wie die Dachkatzen den preisgekrönten Perser- und Siameserkatzen. Sie unterscheiden sich gewöhnlich nicht von der Masse der braven Leute und machen übrigens selbst keinen Unterschied zwischen sich und ihnen, sie sind in ihren eigenen Augen wie die andern“ <sup>9)</sup>. Die Ausführungen des französischen Dichters lassen sich Wort für Wort auf Elisabeth Eppinger anwenden, und wenn sie ganz in unserer Seele eingedrungen sind, gehen uns unerwartet die Augen auf. Wir sehen, dass sie für Christus transparent geworden ist und dass die Gestalt Christi durch sie hindurchschimmert. Machen wir jetzt die Probe aufs Exempel, indem wir festzustellen versuchen, ob sich diese Wahrnehmung auch bestätigt und ob das innere Bildnis der Stifterin mit ihrem zentralen Leidensgeheimnis auch für uns neu zu leuchten beginnt.

### III

Elisabeth Eppinger stammte aus dem Elsaß, das seit den Tagen der heiligen Odilia über Gründewalds Isenheimer Alter bis zu Friedrich Oberlin immer wieder eindrucksvolle Gottesfreuden hervorgebracht hat. Doch wird Elisabeth Eppinger nicht viel von ihnen gewusst haben, denn sie war ein einfaches elsässisches Bauernmädchen, das weder durch besondere Schönheit, noch durch spezielle Klugheit auffiel. Im kleinen Badestädtchen Niederbronn sprach man, dem elsässischen Volk entsprechend, einen deutschen Dialekt; das Französische der Gebildeten blieb Elisabeth Eppinger unbekannt. Sie wusste auch wenig von vom elsässischen Problem, das schwierig und ungelöst war und ahnte wohl nichts von den Leiden, die das Pufferland zwischen zwei sich bekämpfenden Nationen jahrhundertlang zu ertragen hatte. Unnachahmliche Kindheitserinnerungen werden von ihr nicht erzählt. Alles verlief in einer prosaischen Nüchternheit, ohne köstliche Ereignisse, die man doch gerade in einer Kindheit erwartet. Elisabeth Eppinger genoss nur eine höchst mangelhafte Schulbildung. Außer rechnen und lesen lernte sie nur ihren Namen zu

schreiben, was sie zeitlebens als einen Hemmschuh empfand. Vom deutschen und vom französischen Geistesleben drang keine Kunde zu ihr. Als Kind hatte sie bei der landwirtschaftlichen Arbeit mitzuhelfen; für Spiel und Schule hatte sie keine Zeit, weil ihre frommen Eltern sich überaus anstrengen mussten, die elf Kinder zu ernähren.

Das Christliche allein erhellte ihre unkindliche Kindheit. Was von ihrem frühzeitigen Frömmigkeitsdrang berichtet wird, ist weder fromme Erfindung noch nachträgliche Übermalung; die Form der Überlieferung aber ist für den heutigen Menschen schwer annehmbar. Religiös gesehen war Elisabeth Eppinger ein frühreifes Mädchen, das zu den wenigen gehörte, die aus ihrer Kindheitsfrömmigkeit nicht wie eine Schlage aus ihrer Haut schlüpften. Die christliche Unterweisung war in ihrer verhängten Jugendzeit der einzige Lichtstrahl; sie lechzte nach dem Göttlichen wie ein verdurstender Mensch. Wenig geistliche Nahrung stand ihr zur Verfügung und als ihr einmal ein Buch über die große Theresia von Avila in die Hände fiel, saugte sie diese Gestalt förmlich in sich hinein. Es ist auch möglich, dass ihr das Karmeliterinnen-Kloster im Wallfahrtsort Marienthal bekannt war. Wie stark dieser Einfluss in ihr nachwirkte, lässt sich nicht bestimmen. Auch erfuhr sie durch die Volksmission der Redemptoristen, denen ihr Pfarrer Reichhart verpflichtet war, von der Tätigkeit des Alfons von Liguori, der für sie bedeutsam wurde, nannte sie sich doch nach seinem Namen. Die zu weitgehende Kasuistik dieses Heiligen wie auch sein Kampf gegen die Aufklärung entzogen sich aber ihrer Beurteilung. Elisabeth Eppinger begann mit Bußübungen; offenbar war der Geist der Abtötung in ihr erwacht. Es ist unangebracht, ihr Beten mit ausgespannten Armen und ihr Schlafen auf einem Stück Holz eine psychische Anomalie zu nennen. Ohne Askese gibt es kaum eine Heiligkeit, eine Feststellung, gegen die alles moderne Geschwätz über Verdrängung nicht aufkommt. Die äußeren Dinge wurden ihr mehr und mehr gleichgültig und oft geschah es, dass sie sich in ein unbenütztes Zimmer zurückzog, um dort in der Einsamkeit zu beten. Anfechtungen suchten sie heim, Zweifel, Langeweile und Trockenheit überkamen sie, doch kämpfte sie gegen alle diese Gemütszustände an. Zuweilen fühlte sie sich vom Teufel bedroht, Versuchungen, die sie veranlassten, ihre Frömmigkeit zu intensivieren. „Eine Heilige will ich werden und sollte es mein Blut kosten“, sagte sie und verriet damit ihre verschwiegenen Jungmädchenträume<sup>10</sup>). Natürlich fiel ihrer Umgebung das ungewöhnliche Frömmigkeitsstreben auf und trug ihr den abschätzigen Nahmen „Betschwester“ ein. Der Spott dokumentiert eindeutig die damaligen Gedankengänge über diese getreue Tochter der Kirche. Die Frömmigkeit der jungen Elisabeth Eppinger hatte einen altmodischen Anstrich, doch darf man nicht an den äußeren Erscheinungsformen hängen bleiben. Durch die Hülle hindurchschauend, erblickt man hinter dem noch kindlichen Gebaren eine ernsthafte Heiligkeitsbemühung. Heiligkeit ist nicht bloße Frömmigkeit, sondern ein überdimensioniertes Verlangen nach einer Frömmigkeit, die den üblichen Rahmen übersteigt.

Bei allem Ernst ihrer religiösen Jungendentwicklung war sie kein fehlerloses Mädchen. Sie besaß einen ausgesprochenen Eigenwillen, der sich oft bis zur Starrköpfigkeit steigerte, eine Veranlagung, die ihr das ganze Leben hindurch viel zu schaffen machte. Kein Wunder, dass sie unter der Heftigkeit ihres ungestümen Temperaments litt und in ihm ihren Hauptfehler sah. Nur mit Mühe überwand sie sich allmählich und übte Selbstbeherrschung. Es dauerte lange und bedurfte vieler Anstrengung, bis sie sich nicht mehr übereilte und ein wenig Sanftmut gelernt hatte. In ihrem diktierten Lebenslauf gestand sie, dass es ihr schwer gefallen sei zu gehorchen und erst nachdem sie sich zum Gehorsam hindurchgekämpft habe, hätte sie ihn als eine Erleichterung empfunden. Dies ist weder zu ihrer Herabsetzung noch zu ihrer Entschuldigung gesagt, sondern als Beispiel für uns, dass auch sie mit sich zu kämpfen hatte. Von selbst gibt es keinen Aufstieg, auch der Weg zur unscheinbaren Heiligkeit ist mit einem harten Ringen verbunden.

Merkwürdige und häufige Krankheiten hüllen Elisabeth Eppingers Jugend in dunkle Wolken. Zwar machen auch andere Kinder mannigfache Krankheiten durch, bei ihr aber waren sie ungewöhnlich langer Dauer. Sie war kein rotbackiges Bauernkind, sondern eher von zarter Konstitution. Rätselhafte Leiden fesselten sie über Jahre hinaus ans Bett, weshalb sie sich des Gefühls nicht erwehren konnte, ihrer streng arbeitenden Familie eine Last zu sein. Eine ärztliche Diagnose ist nicht überliefert, doch sprach man von einer chronischen Luftröhrentzündung und einer Typhuserkrankung. Außerdem war sie Nervenkrise unterworfen, in denen sie die Sprache verlor, eine langwierige Krankheit, die vorwiegend psychisch bedingt war und mit der prekären Lage zusammenhing, in der sich das zu einem höheren Leben hingezogen fühlende Mädchen befand.

Bedeutsam war die Verarbeitung ihrer langjährigen Leidenszeit. Ein verwöhntes Kind, das sich aus dem alltäglichen Dasein hinausgedrängt fühlt, ist sie darob nicht geworden. Es war ihr bewusst, dass sie in die Schule Gottes genommen worden war, die fast immer eine Schule des Leidens ist, in der dem Menschen ganz andere Lektionen aufgetragen werden. Elisabeth Eppinger kannte kaum Pascals „Gebet zu Gott um den heilsamen Gebrauch der Krankheiten“. Ohne um diese Schriftstück zu wissen, wird sie in verwandtem Geist zum Schöpfer gefleht haben: „Gibt, o Herr, dass ich mich in dieser Krankheit wie in einer Art von Tod betrachte, abgetrennt von der Welt, entblößt von allen Gegenständen meiner Anhänglichkeit, allein in deiner Gegenwart, um von deiner Barmherzigkeit die Bekehrung meines Herzens zu erleben“<sup>11</sup>). Das sind kühne und hinreißende Worte, Gedanken, wie sie nur ein unbürgerlicher Christ äußern kann. Durch die Einsamkeit der Krankenstube und durch die schlaflosen Nächte, durch die körperliche Gefühlsüberreizung und durch das viele Beten wurde Elisabeth Eppinger innerlich geläutert. Sie erlebte eine tiefgreifende Umwandlung an sich, und lernte in jenen nicht enden wollenden Krankheitsjahren das Leiden am eigenen Leibe kennen. Hier liegt das Geheimnis Elisabeth Eppingers verborgen. Ihr Geheimnis ist ein Leidensgeheimnis, das jedoch Geheimnis bleibt und mit keiner Psychologie aufzuhellen ist. Diese von Trauer und Trost erfüllte Leidenschule hat sie zu einer überlegenen Persönlichkeit heranreifen lassen. Seltsame Wandlungen erlebte sie in ihrer langen Schmerzenszeit, Vorgänge die ihr selbst bis dahin unbekannt waren und die ihrer Seelengeschichte eine unerwartete Wendung gaben. Die Nachwelt ist über diese inneren Veränderungen freilich nur notdürftig unterrichtet.

Das Krankheitslager erforderte vom jungen Mädchen nicht nur eine schwer Geduldsprobe. Es erlebte auch reale Berührungen mit dem Göttlichen, die ihr eintöniges Dasein erhellten. Wider alle Erwartungen erlebte sie Visionen, in denen sie Maria und später auch Christus sah. Leider fehlt eine nähere Beschreibung ihrer Ekstasen, da der Beichtvater über seine Wahrnehmungen keine Notizen aufzeichnete. Doch waren es keine egozentrischen Entrückungen, in denen sie unbeschreibliche Wonnen empfand, vielmehr wurden ihr in den visionären Zuständen zukünftige Begebenheiten vorausgesagt, indem sie von Gott direkte Mitteilungen empfing. Sie vermochte verborgene Dinge aus dem Leben der Menschen zu erkennen, so dass sich im Dasein ihrer Besucher merkwürdige Bekehrungen ereigneten. Während ihrer Ekstasen lag Elisabeth Eppinger ohne Körpergefühl mit geschlossenen Augen da und ihrem inneren Auge enthüllte sich die Zukunft. Das ungebildete Bauernmädchen erfasste das Kommende als „eine Zeit der Krisen und gewaltigen Umwälzungen, und dass wir schwerwiegenden Ereignissen entgegengehen“<sup>12</sup>). Im Juni 1848 sagte sie zu einem Grafen: „Es geschehen furchtbare Ereignisse in Paris seit einigen Tagen; das Blut fließt, ein General und der Erzbischof von Paris wurden getötet, Straßenkämpfe sind im Gange“<sup>13</sup>). Elisabeth Eppinger deutete die Revolution und den Aufruhr als politische Ereignisse, die sich auch auf den Papst in einem Netz von Schmeichlern verstrickt über den Klerus und die Klöster unheilvolle Zeiten hereinbrechen:



„Die Priester haben ihren Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen erkalten lassen, sie hängen zu sehr an den Gütern dieser Welt. In vielen Klöstern hat man den Geist der Armut, der Einfachheit und des Gebetes verloren, man sucht seine Bequemlichkeiten“<sup>14</sup>).

Die ins politische Gebiet hineinspielenden Visionen verschafften Elisabeth Eppinger eine unerwartete Berühmtheit. Man nannte das einfache, von Krankheiten geplagte Mädchen „die Seherin von Niederbronn“ und sprach von ihr in Frankreich, Deutschland und in der Schweiz. Nun trugen die erwähnten Besucher ein und füllten Elisabeth Eppingers einsame Krankenstube. Angestrengt von den vielen Besuchern, hörte die Leidende trotzdem alle Leute geduldig an. Man musste die Besuchszeit regeln, denn die Leute, darunter Hunderte von Geistlichen, kamen in Scharen zu ihr. Schon damals erschien eine Schrift über Elisabeth Eppinger: „Briefe über die Ekstatische von Niederbronn“ von Abbé C.-J. Busson. Unter die leidenden, zweifelnden und trostbedürftigen Menschen, die Elisabeth Eppingers Krankenbett umdrängten, stellen auch wir uns als letzte Besucher im Geiste ein.

Die Visionen sind der erste Einbruch des Wunderbaren in das Leben Elisabeth Eppingers. Trotzdem darf man sie nicht unbesehen entgegennehmen. Wie alle Ekstasen sind sie der Prüfung unterworfen. Diese Visionen riefen zunächst einige Gegner auf den Plan. Ein aufklärerisch gesinnter Arzt bezeichnete diese Ekstasen kurzerhand als Hysterie, was er zwar später bedauerte. Auch gab es Pfarrer, die als Gegner alles Visionären auftraten und Elisabeth Eppingers Visionen ablehnten. Sie aber verteidigte sich nicht, sondern ließ alle Feindschaft mit Stillschweigen über sich ergehen. Sich selbst aber fragte sie: „Ist das alles Wirklichkeit, bin ich nicht ein Spielball von Wünschen und Einbildungen?“<sup>15</sup>). Die erstaunliche Frage verrät die Selbstkontrolle, die viele kluge Menschen nicht aufbringen. Ohne Selbstprüfung kann jedoch der Christ nicht bestehen. Sie ist unerlässlich, zumal auch Elisabeth Eppinger sich in gewissen Visionen offensichtlich geirrt hat, wie dies anderen Visionären ebenfalls widerfahren ist. Es ist naheliegend, ihre Ekstasen mit ihren Nervenkrise in Verbindung zu bringen. Das moderne Denken neigt dazu, das visionäre Erleben zu den pathologischen Erscheinungen zu zählen, was jedoch eine kurzschlüssige Folgerung ist, da bei Elisabeth Eppingers Ekstasen keine krampfartigen Bewegungen beobachtet wurden. Es bleibt bedauerlich, dass damals von der kirchlichen Behörde keine eingehende Untersuchung angeordnet und durchgeführt worden ist. Wohl begab ich Bischof Räss von Straßburg für drei Tage nach Niederbronn; seine Überprüfung fiel durchaus zu Gunsten Elisabeth Eppingers aus, doch genügte dies nicht. Für ein eindeutiges Urteil fehlen die nötigen Unterlagen. Die Kirche übt eine weise Zurückhaltung in der Anerkennung von visionären Aussagen. Göttliches und Menschliches gehen in den ekstatischen Zuständen ineinander über, so dass es schwer fällt, sie sauberlich auseinander zu halten. Trotzdem sind es keine fragwürdigen Erscheinungen. Es gibt echte Ekstasen. Elisabeth Eppinger war nicht die einzige Seherin jener Zeit. Damals lebten auch die Kinder von La Salette und Bernadette Soubirous, deren Visionen noch größere Wellen warfen. Elisabeth Eppingers Visionen müssen in einen größeren Zusammenhang eingeordnet werden. Trotz der materialistischen Bewegungen im neunzehnten Jahrhundert geschahen in ihm eine Reihe charismatischer Ereignisse.

Unerklärlich bleibt, wie das kranke, unwissende, von der Welt abgeschlossen lebende Bauernmädchen, das weder Zeitungen las noch Verbindungen besaß, zu der aktuellen Schau seiner Zeit kam. Rational lässt es sich nicht erklären und muss deshalb als etwas Unableitbares hingenommen werden. In Elisabeth Eppingers stillem Leben hatte sich Ungewöhnliches, aller Vernunft Unzugängliches ereignet.

Bedeutsam ist Elisabeth Eppingers Selbstverständnis. Sie blähte sich nicht auf mit ihren Visionen, sondern führte nach wie vor ihr bescheidenes, zurückgezogenes Leben, indem sie den Hauptakzent auf den Glauben legte. Das alltägliche und das visionäre Verhalten

stimmten überein, und ihre Gottverbundenheit wuchs immer mehr. Trotz der ungewöhnlichen Vorkommnisse blieb sie das einfache Landmädchen, fühlte sich arm und unbeteiligt und wusste zugleich, dass Gott sich um sie kümmerte, gerade weil sie unwissend war.

Die ekstatischen Visionen sind vorerst das Merkwürdige in Elisabeth Eppingers Leben. Noch merkwürdiger aber war, dass sie eines Tages, ähnlich wie bei vielen Visionären, ebenso unmerklich aufhörten, wie sie einst begonnen hatten. Keine Klage kam deswegen über ihre Lippen. Auch aus den späteren Jahren werden keine Visionen mehr berichtet. Wir müssen aber reflektieren, denn die Hagiographie erstarrte auch deshalb, weil sie allzu problemlos verfuhr und auf die Fragen nicht eingegangen ist, die das Leben der Heiligen den denkenden Menschen bot. Gott behält in seiner souveränen Freiheit die Visionen in seiner Hand, er schenkt sie und zieht sie wiederum zurück nach seinem Gutdünken, und der Christ hat sich auch hierin seinem Willen zu beugen. Visionen sind nie Selbstzweck; sie schließen immer einen Auftrag in sich und der war bei Elisabeth Eppinger erfüllt. Ihre Entrückungen waren Vorbereitungen für eine noch größere Sendung. Die Visionen mussten aufhören und vor einer neuen Aufgabe zurücktreten, denn sonst wäre sie auch nicht die unscheinbare Heilige geblieben, die in völliger Unauffälligkeit ihr Werk zu vollbringen hatte.

#### IV

Elisabeth Eppinger wäre gerne in ein Kloster eingetreten. Früh schon fühlte sie sich zu ihm hingezogen und glaubte, nur in einer Klostersgemeinschaft ihre Seele retten zu können. Die Eltern aber sprachen ein eindeutiges Nein aus, weil sie die Arbeitskraft des Mädchens benötigten. Erst als Elisabeth ihrer dauernden Kränklichkeit wegen nicht mehr für die mühselige Feldarbeit zu gebrauchen war, gaben die Eltern ihr Einverständnis. Nun aber stellten sich die Rappoltsweiler Schwestern dagegen und sprachen von Elisabeth Eppingers schwacher Konstitution. Auch der Bischof von Straßburg wollte den von Elisabeth Eppinger ausgehenden Einfluss auf Niederbronn nicht unterbinden und stellte sich unmissverständlich gegen ihren Eintritt ins Kloster. Durch das Wirtshausleben hatte ein nicht eben guter Geist im kleinen Städtchen Einzug gehalten, dem Elisabeth mit einigen Freundinnen entgegenzuwirken versuchten.

Bald darauf kam sie infolge einer Erleuchtung von oben zu einem geradezu überraschenden Entschluss: Das zum Klosterleben nicht zugelassene Mädchen gründete mit zweiunddreißig Jahren eine eigene Kongregation! Seltsamerweise wich von dieser Stunde an die Krankheit von ihr. Dabei wollte sie ganz bewusst von Anfang an ein apostolisches und kein klausuliertes Leben führen. Inwieweit das Vorbild Theresia von Avilas eine Rolle spielte, ist im einzelnen nicht nachzuweisen, doch war die Gründung von Elisabeth Eppinger eine Art „Karmel in der Welt“. Die Ordensgemeinschaft wuchs aus unscheinbaren, überaus bescheidenen und beinahe kläglichen Anfängen heraus. Das Geschehen ist von höchster Eigenart und ist noch viel unerklärlicher als ihre visionäre Begnadung. Kein organisatorisch ungeheuer begabtes Talent drängte zu einem Werk, sondern ein mit der Fähigkeit gegen die Neigung ausgestatteter Mensch wurde dazu berufen. Wenn ein überragender, weitblickender Geist eine bedeutsame Leistung aus dem Boden stampft, erweckt dies Bewunderung, wenschon es durchaus verständlich ist. Ganz anders liegen die Dinge bei einem weltunerfahrenen und kränklichen Mädchen, wenn es eine wohldurchdachte, auf die Not der Zeit antwortende Kongregation ins Leben ruft. Man steht vor einem Rätsel und weiß nicht, wie man es sich erklären soll. Rational ist es schlechterdings nicht verstehbar, und die menschliche Logik reicht hierfür nicht aus. Das Unternehmen des elsässischen Mädchens spottet aller vernünftigen Überlegung und wirkt wie ein Peitschenschlag auf alle klugen und

vernünftigen Berechnungen. Nur eine einzige Antwort ist zu erwähnen, die Elisabeth Eppinger selbst, von nun an Mutter Alphons-Maria genannt, als arme, unwissenden Magd vom Himmel bekam: „Bekümmere dich deswegen nicht, es ist mein Werk und eben darum, weil du unwissend bist, will ich durch dich meine Barmherzigkeit zu erkennen geben“<sup>16</sup>). Mutter Alphons-Maria war ein bloßes Werkzeug in der Hand des Allmächtigen. Es war demnach nicht ihr Werk, sondern das Werk Gottes. Die Kongregation wuchs denn auch ohne alle Propaganda und bestand ihre Feuertaufe im schweren Cholerajahr 1854. Mutter Alphons-Maria kannte keine Nachwuchsschwierigkeiten; junge Mädchen meldeten sich zum Eintritt, weil sie spürten, dass dadurch ihr Leben einen Inhalt bekommen und nicht in nutzlosen Träumereien verdämmern würde. Abbé D. Reichard, der ihr bei der Gründung und später unwandelbar zur Seite stand, gab ihr drei Worte mit auf den Weg: „Nachdenken, beten, handeln“<sup>17</sup>). Mutter Alphons-Maria befolgte sie getreulich. Das Gehorsamsverhältnis zu ihrem Beichtvater mag auf heutige Menschen befremdend wirken, doch ist es aus der Spiritualität des französischen Katholizismus heraus zu verstehen. Als ein mit dem Naturverstand begabtes Menschenkind dachte sie stets über ihre Taten nach, wohl wissend, dass ein Werk nur durch das Gebet getragen wird und dass Denken und Beten nicht vom Handeln entbinden.

Mutter Alphons-Maria stellte der neugegründeten Kongregation eine klare, scharfumrissene Aufgabe. Wer ein Werk ins Leben ruft, muss genau wissen, welchen Auftrag es in der Welt zu erfüllen hat. Nach ihr sollten die Niederbronner Schwestern Kranke pflegen, Arme unterstützen, Kinder ernähren und Greisen helfen. Den Hilflosesten wollten sie Beistand leisten und sich jener annehmen, um die sich niemand kümmert. Zu ihnen gehörten vor allem die armen Kranken, jenen, denen es galt, in pflegerischer und seelischer Hinsicht beizustehen. Das ist ans sich nicht neu, denn schon früher wurden Kranke in den Hospitälern gepflegt. Aber Mutter Alphons-Maria stellte ihren Schwestern den Krankenpflegeberuf in eine andere Sicht. Nach ihr sollten die Schwestern aus dem Kloster hinaus in die Hütten der Armen gehen und sich dort der Kranken annehmen. Der Schritt in die Welt war damals unerhört neu, obschon er gleichsam in der Luft lag. Die früheren Klosterfrauen waren geschützt und pflegten die Kranken in den Spitälern unter der Aufsicht der Oberin. Jetzt waren sie mit ihrer Hauspflege außerhalb des Klosters, waren der Unbill der Welt preisgegeben und waren allein inmitten von elend und Verdorbenheit. Das war eine kühne und nicht ungefährliche Aufgabe. Nicht umsonst rief Mutter Alphons-Maria die Schwestern zu: „Müdigkeit, Widerwillen erwartet euch! Nichts möge euch erschrecken, meine Kinder, nichts verwirren, nichts entmutigen“<sup>18</sup>).

Heute ist die Bedeutung der Hauspflege allgemein anerkannt. Sie ist auch zu einem Beruf für weltliche Töchter und Frauen geworden, dies aber erst, nachdem Mutter Alphons-Maria mit ihrem Beispiel vorangegangen war. Eine unscheinbare Heilige hat in aller Stille eine neue Tätigkeit aufgenommen, wohl wissend, dass gerade in den Hütten der Armen oft überaus schwierige Situationen entstehen, wenn Krankheit und noch größere Not einziehen. Die Stifterin machte nicht viel Wesens davon, sie gab es auch nicht lautstark der Welt bekannt, sondern vollbrachte die Tat.

Die Gründung hatte noch einen weiteren Aspekt. Damals schon standen die ersten Eisenhütten in Niederbronn, und damit begann sich auch das Fabrikarbeiterelend auszubreiten. Es war die Zeit des Frühkapitalismus. Man klagt die Kirche oft an, sie habe sich gegenüber dieser Erscheinung zu passiv verhalten. Der Vorwurf ist in Bezug auf die Bestrebungen der Arbeiterschaft weitgehend berechtigt, sonst aber ist er in seinem summarischen Urteil falsch. Seitens verschiedener Kongregationen ist sogar eine große soziale Arbeit geleistet worden, von der man in der Öffentlichkeit kaum gesprochen hat. Die Niederbronner Schwestern gaben keine theoretische, wohl aber eine existenzielle Antwort

auf die moderne Fabrikarbeiternot, man kann sogar sagen, Christus habe sie durch die Kleinen aus dem Volke gegeben, die bereit waren, ihr Leben für die Brüder einzusetzen. Ihre soziale Pionierarbeit verdient größten Respekt. Es ist wirklich nicht so, wie viele Leute gegenwärtig meinen, erst sie hätten mit ihren Schlagworten „Mitmenschlichkeit“ und „Entwicklungshilfe“ den Nächsten entdeckt. Die christliche Caritas war lange vor ihnen auf dem Plan, nur wissen viele heutige Menschen gar nichts davon, weil sie eine beschämende Unkenntnis der christlichen Geschichte haben.

Gegen die neue Kongregation ließe sich einwenden, sie verrichte, wie alle Caritaswerke, nur Samariterdienste, indem sie dem unter die Räuber gefallenen Menschen, ausgeplünderten und halbtot liegen gelassenen Menschen die Wunden verbinde, nie aber den Quellen der Not nachgehe. Der Einwand ist gewiss am Platze. Die Caritas linderte das Elend, beseitigte es aber nicht. Die Ausmerzungen der Not aus der Welt ist eine Utopie. Diesem illusionären Ideal huldigt der durch das Fabrikwesen entstandene Sozialismus, der mit seinen diktatorischen Bestrebungen zu einer veränderten Sklaverei geführt hat. Mutter Alphons-Maria sorgte sich um den Armen, um eine vom klassenbewussten Proletariat grundsätzlich verschiedene Erscheinung. Der Arme ist eine christliche Gestalt; der Apostel Jakobus unterstreicht in seinem Brief kräftig, Gott habe die Armen erwählt und sich an ihnen verherrlicht. Wir müssen den Armen die Ehre zurückgeben, die ihm die Neuzeit genommen hat. Die Stifterin betonte in ihrer Rege, „in Christi selbst zu bedienen“, eine mystische Schau, die mit dem Verstand gar nicht erfasst wird<sup>19)</sup>. Es ist dies alles viel tiefer begründet, als es von außen den Anschein hat, jedenfalls hat es mit sozialer Betriebsamkeit nichts zu tun. Wir befinden uns vielmehr in der Nähe des im Armen verborgenen Christus. Wer zu den Armen geht, muss selbst ein armes Dasein führen, sonst wirkt sein Zeugnis unglaubwürdig. Aus Gottesliebe den Kranken zu dienen, war auch die Intention Elisabeth von Thüringens, und doch ist diese Tat jedes Mal neu, wenn sie verwirklicht wird.

Bei der Armenbetreuung machte Mutter Alphons-Maria keinen Unterschied zwischen den Konfessionen. Wer krank war, wurde gepflegt, mochte er nun katholisch oder evangelisch sein. Sie hatte damit, ohne das Schlagwort „ökumenisch“ zu kennen, im Geiste des Evangeliums gehandelt. Offenkundig war sie, trotz aller Unwissenheit, organisatorisch begabt, hatte sie doch Großes vollbracht. In den Vordergrund aber gehört ihre christliche Existenz und nicht ihr organisatorisches Können. Auf die christliche Existenz kommt es heute mehr denn je an, weil sie allein die Nichtchristen vom ewigen Gehalt des Christentums überzeugt. Sie zu verwirklichen ist nach wie vor Aufgabe der Niederbronner Schwestern. Nur die christliche Existenz überwindet die zweite Aufklärung, die uns gegenwärtig zu überfluten droht.

## V

Um die Schwestern für ihre caritative Tätigkeit auszurüsten, war Mutter Alphons-Maria auf eine intensive Pflege des religiösen Lebens bedacht. Ohne alle Vorbildung nahm sie die Leitung der Schwestern selbst in die Hand und betrachtete dies als ihre vornehmste Aufgabe. Es ist unrichtig, wenn man ihre mangelnde Schulbildung zu stark betont. In weltlicher Beziehung verfügte sie über kein Wissen, in religiöser Hinsicht aber verhielt es sich ganz anders. Nicht die Ratio, sondern ihre Intuition leitete sie. Sie hatte Christus zu ihrem Lehrer, und er hat sie zur Leitung befähigt. Daher wurde die Seelenführung zu ihrem eigentlichen Charisma. Sie war erzieherisch begabt, mag auch ihr Name in keinem pädagogischen Lehrbuch genannt sein. Aus einer Herzensklugheit heraus vermochte sie die Menschen entscheidend zu formen und sie für ihr ganzes Leben zu prägen. Sie war dazu

geeignet, weil sie Strenge mit Güte verband und weil sie mütterlich empfand und sich nicht in uferlose Experimente verlor, die die Pädagogik nur verwirrt haben.

Ein Bild ihres erzieherischen und seelenleitenden Könnens vermittelt noch heute das Büchlein der „Unterweisungen“. Es enthält von fremder Hand nachgeschriebene Ausführungen der Mutter Alphons-Maria, denen in der äußeren Formulierung nachgeholfen wurde. Die in den „Unterweisungen“ zum Ausdruck kommende Spiritualität ist eindeutig das geistige Eigentum der Stifterin. Unscheinbarer kann man sich äußerlich nicht mehr präsentieren, aber welche Tiefe und Weisheit ist in den schmucklosen Sätzen verborgen! In aller Anspruchslosigkeit ist es ein Kleinod geistiger Seelenführung. Es wäre nicht im Sinne von Mutter Alphons-Maria, wenn man die Aufzeichnungen zu einem System hinaufsteigern wollte. Sie war keine Theologin und hatte diesbezüglich keine Ambitionen. Die Bedeutung des Büchleins liegt nicht auf theoretischem Gebiet, sondern in der praktischen Anweisung zur Führung einer christlichen Existenz. In schlichten Worten wird davon geredet, aber gerade diese Einfachheit ist groß und überzeugend. Alles Gekünstelte und Intellektualistische fehlt; alles ist erlebt und erfahren und ist aus einer realen Berührung mit dem Göttlichen hervorgegangen. Das Herz spricht zum Herzen. Mutter Alphons-Maria hatte wohl nie das Wort Psychologie gehört; damals waren die bedeutenden Männer der Tiefenpsychologie noch gar nicht geboren. Doch staunt man über die feinen psychologischen Einsichten und den vornehmen Takt dieser Frau aus dem Volk. Nicht schulmäßiges Wissen, sondern erprobte Weisheit befähigte sie zur Leitung der Seelen. Sie griff nicht plump in das Innerste einer Schwester hinein, und doch kannte sie alle Anfechtungen, Schwierigkeiten und Einsamkeiten, mit denen eine Klosterfrau zu kämpfen hat. Die Stifterin erging sich auch nie in unbestimmten Andeutungen, so dass man nicht recht wusste, was sie eigentlich meinte. Mit klaren Worten sprach sie aus, was sie dachte und führte die Schwestern einem scharf umrissenen Ziel entgegen, ohne sie in ihrem Seelenleben zu vergewaltigen. Es ist ein mit allem Gold der Welt nicht aufzuwiegendes Geschenk, wenn man im Leben einem religiösen Erzieher begegnet, zu dem man unbedingtes Vertrauen haben darf. Mutter Alphons-Maria war eine solche Seelenführerin, dies spürt jeder, der die „Unterweisungen“ nicht nur flüchtig durchblättert, sondern sie mehrmals liest und in sich aufnimmt.

Da nur wenige und lange nicht alle Ansprachen der Stifterin an ihre Schwestern nachgeschrieben worden sind, fehlt in den „Unterweisungen“ ein gewisser systematischer Aufbau. Sie sind nach einigen Gesichtspunkten geordnet und weisen auf das Wesentliche des Lebens hin. „Schafft alle Kleinlichkeiten, alle Kindereien ab, welche euch so langebeschäftigt haben“, ermahnte sie die Schwestern und fügte hinzu: „Haltet von nun an eure Gedanken nicht mehr bei Nichtigkeiten auf“<sup>20</sup>). Sie versuchte, die Schwestern nicht mit Versprechungen für das große Werk zu gewinnen. Der Lockungen bedienen sich die Werbe-Agenturen, nicht aber religiöse Menschen. Die Stifterin führte ihre Schwestern eher ähnlich dem Hinweis des göttlichen Meisters, der von den Füchsen sprach, die Gruben haben, und von den Vögeln des Himmels, die ihre Nester finden, während der Menschensohn nichts hat, wo er sein Haupt hinlegen kann. Der warnende Ton von Mutter Alphons-Marias Worten an ihre Schwestern ist nicht zu überhören: „Wenn eine Klosterfrau nicht aufrichtig ist, wenn sie die Verdemütigungen nicht liebt, wenn sie dieselben flieht, so läuft sie große Gefahr sich zu verlieren. Die Welt ist unter ihren Füßen offen, es ist zu befürchten, dass sie sich durch ihre Feigheit, durch ihren Stolz hineinstürzt“<sup>21</sup>).

Wenn ein Mensch sich in rastloser Arbeit verausgabt bis er ausgelaugt ist, hilft ihm nur ein Mittel: er muss sich innerlich immer wieder erneuern. Die Stifterin wollte nicht nur tätige Marta-Naturen heranbilden, da ihr das Sitzen zu Füßen des Herrn unendlich bedeutsam war. Die Liebe zu Jesu stand bei ihr an erster Stelle. Sie versuchte das kontemplative Leben mit

dem aktiven zu verbinden und wusste zugleich, dass das tätige Dasein sich stets vom beschaulichen Leben nähren muss. Als man dem aktiven Leben den Vorrang gab, geriet man in die moderne Hetze und damit auch in das seelische Chaos hinein. Gottes- und Nächstenliebe durchdringen sich gegenseitig und gehen ineinander über. Zuletzt bleibt nur noch die Liebe. „Die Liebe Gottes und die Liebe des Nächsten sind nur eines, sie können nicht voneinander getrennt werden“, heißt es in der Regel. Diese Gedanken führen in die Mitte der Niederbronner Kongregation. „Der Nächste muss wegen Gott geliebt werden“, sagte Mutter Alphons-Maria. Wenn diese Haltung missachtet wird, stürzt die ganze Arbeit in sich zusammen. Sie bezieht aus dieser Zielsetzung ihren Sinn und ihre Kraft, heute genauso wie damals.

Mutter Alphons-Maria sagte ihren Schwestern: „Gebt euch nicht zufrieden mit allgemeinen Gegenständen, unbestimmten Gefühlen, oberflächlichen Gedanken. Erschöpft den Gegenstand vollständig, durchdenkt ihn, durchdenkt ihn immer wieder, um ihn euch anzueignen“<sup>22</sup>). Diese Worte sind wie ein Echo auf die Losung des Superiors: „Nachdenken, beten, handeln“. Glauben und Wissen sind Gegensätze, nicht aber Glauben und Denken. Auf das Nachdenken kann der glaubende Mensch niemals verzichten. Mutter Alphons-Maria forderte zum Nachdenken auf; mit Schwestern, die gedankenlos ihre Arbeit tun, ist nicht viel anzufangen. Das stille Nachdenken lässt sich durch keinen blinden Eifer ersetzen. Die Stifterin schätzte die sittliche Tugend der Klugheit und riet den Schwestern: „Es ist gut, gleich zu Beginn nicht allzu viele Vorsätze anzuhäufen, um nicht entmutigt zu werden bei der vielen Arbeit“<sup>23</sup>).

Mutter Alphons-Maria betonte stark die Notwendigkeit des Gebetes. Nur durch das Gebet ist es möglich, in der geheimnisvollen Mitte zu verharren. Schon in ihrer Jugendzeit pflegte sie vertrauliche Zwiesprache mit Gott zu halten und erkannte dabei, dass der Mensch, um gut zu beten, in sich gehen und darüber nachdenken muss, wer Gott ist und wer er selbst ist. Nach der Autobiographie kannte die Stifterin schon früh das innere Gebet, das ihr zeitlebens wichtig blieb. Die Kraft des rechten Betens und der innere Umgang mit Gott waren ihr vor allem wichtig: „Wäre es mir doch möglich, euch dieses Zwiegespräch mit Gott beizubringen! Wie glücklich wäre ich, wenn ich euch bei dieser geistigen Übung behilflich sein könnte!“<sup>24</sup>). Sie führte die Schwestern bis zur Schwelle dieses Mysteriums, weiter kann hierin kein Mensch dem andern wegweisend sein. Das Gebet bestand für Mutter Alphons-Maria nicht nur im Hersagen des Rosenkranzes oder anderer Gebetsformeln<sup>25</sup>). „Das wahre Gebet kommt von Herzen . . . Wenn ihr mit ihm redet, so wie es euch das Herz eingibt, alsdann betet ihr wirklich“, sagte sie und fügte hinzu: „All' unsere Beschäftigungen sollen ein ständiges Gebet sein“<sup>26</sup>). Die Niederbronner Schwestern sind Frauen des Gebetes. Auch wenn sie draußen in der Welt arbeiten, wissen sie sich von der Gebetsgemeinschaft des Klosters getragen; ohne diese Hilfe vermöchten sie gar nicht zu bestehen. Nur das Gebet gibt ihnen, neben der Pflege der armen Kranken, eine Existenzberechtigung. Klöster waren immer Stätten des Gebetes, man dürfte sie sonst nicht Gottesburgen nennen.

Mutter Alphons-Maria legte auf das Gebet und auf das Stillschweigen großen Wert und zwar auf das äußere und das innere Stillschweigen. Das Prinzip des Schweigens ist keine Negation, es bedeutet mehr als bloßes Nicht-Reden. Schweigen ist eine besondere Art von Frömmigkeit, Schweigen ist lautloses Beten und lautloses Weinen. Unserer Gegenwart, die durch allzu vieles Reden verwirrt ist, tut schweigen besonders not. Schwatzbasen haben in einer Kongregation keine Platz, da sie nicht daran denken, dass der Mensch über jedes unnütze Wort Rechenschaft ablegen muss. „Sobald das Stillschweigen fehlt, ist es nicht der Geist Gottes, sondern der Geist der Welt, der von diesem Hau Besitz ergriffen hat. Ich beschwöre euch deshalb, meine Kinder, liebt das Stillschweigen! Vermeidet die unnötigen Schwätzereien“<sup>27</sup>). Das klingt reichlich unmodern in einer Welt, die sich mit ihrer

Diskussionssucht die Seele aus dem Leibe geredet hat. Aber es liegt dem Stillschweigen eine unvergängliche Erkenntnis zugrunde, denn tatsächlich gelangt man nur durch „äußeres Schweigen zu inneren Ruhe“<sup>28</sup>). Einen anderen Weg gibt es nicht. Im Stillschweigen allein vernimmt man die Stimme des Ewigen. Diese Wahrheit wird in der Gegenwart kaum begriffen, wird es doch dem heutigen Menschen ohne die beständigen Wortgeräusche geradezu unheimlich zumute. Der Lärm ist für ihn gerade so notwendig, wie für den Christen die Stille. Der religiöse Mensch dagegen ist von der Evidenz des Schweigens überzeugt. Die Gedanken Mutter Alphons-Marias über das Stillschweigen sind wie eine Erläuterung zu Dürers Stich „Hieronymus im Gehäuse“, von dem eine spürbare Weihe ausgeht.

Eine Klosterfrau muss vom Geist der Loslösung erfasst sein. An die Stelle der Anhänglichkeit an die Geschöpfe muss „die vollständige Losschälung von allen Dingen“ treten<sup>29</sup>). Man hat die Welt verlassen, weil man für sie gestorben ist. Das ist eine starke Zumutung, gegen die sich alle natürlichen Instinkte sträuben, und trotzdem bildet die Loslösung von den geliebten Dingen die Voraussetzung des klösterlichen Lebens. Nur wer den Dingen fremd geworden ist, ist ihnen auch wiederum geheimnisvoll nahe. Alle Befreiung von der Welt nützt einer Klosterfrau nichts, wenn sie nicht von sich selbst losgelöst ist, eine Einsicht, der Mutter Alphons-Maria zugetan war und die durch keine sich wandelnde Welt an Gültigkeit verliert.

Zur Losschälung gelang nur ein mit sich selbst ringender Mensch. Er muss den inneren Kampf mit sich selbst aufnehmen. Mutter Alphons-Maria fasste die Armut und die Keuschheit vor allem innerlich auf. Wenn sie nicht aus der Innerlichkeit hervorgehen, sind des bloß angeklebte, und daher nur zu leicht wieder abfallende Tugenden. Von einem inneren Kampfgeist erfüllt, rief die Stifterin den Schwestern zu: „Keine Schwachheit, keine feige Rührung über euch selbst. Macht immer das Gegenteil von dem, was die Natur verlangt!“<sup>30</sup>). Durch die inneren Kämpfe mit dem bösen Feind allein werden dem Christen auch Erleuchtungen zuteil. Die Stifterin meinte nicht den unfruchtbaren Selbstkrieg, der gewöhnlich aus den Christen nur in sich gespaltene Wesen macht. Sie riet den Schwestern, das Auf und Ab der Gefühle zu meiden. Man braucht im Dienste Gottes nicht stets fühlbare Andacht zu empfinden, und in den Tröstungen lernen wir uns nicht kennen, vielmehr laufen wir Gefahr, uns in Illusionen zu wiegen.

Die Klosterfrau muss vor allem den kleinen Dingen nachgehen. Die Treue im Kleinen entscheidet über den Wert einer Schwester. „Die kleinen Dinge sind der Prüfstein, mit dessen Hilfe man leichter und sicherer erkennen kann, ob man in der Tugend Fortschritte macht“<sup>31</sup>). Danach überflog die Stifterin nicht die Wirklichkeit, noch bewegte sie sich in einer imaginären Welt von schönen Idealen. Sie blieb immer der Realität treu, weil man sich nur im Alltagsleben bewähren kann. Baut man den Gedanken der kleinen Dinge weiter aus, gelangt man zum kleinen Weg, den Thérèse von Lisieux verkündet hat und der nur die Fortsetzung von dem ist, was die Stifterin ihren Schwestern gesagt hat.

Immer wieder kommt Mutter Alphons-Maria auf das Leiden zu sprechen, das die Schwestern auf sich nehmen müssen, weil ohne Leiden keine Erlösung möglich ist. Die Gründerin strebte nicht danach, wie dies heute oft geschieht, das Leiden aus dem menschlichen Dasein möglichst auszumerzen. Die großen Christen haben das Leiden immer bejaht, schon Christi Leidensweg nötigte sie zu dieser Anerkennung. Auch Mutter Alphons-Maria hat sich nie über die Leiden beklagt, die ihr aus der Gegnerschaft erwachsen waren. „Leiden! Die werdet ihr immer haben. Solange ich lebe, werde ich euch nur vom Leiden reden. Nur die Leiden heiligen uns!“<sup>32</sup>). Leiden werden die Klosterfrauen bald äußerlich und bald innerlich treffen, und so lange sie leiden, sind sie auf einem guten Weg. „Ja, meine Kinder, ich wiederhole es, nur im Leid können wir über unsere Liebe zu Gott urteilen. Ich spreche davon aus Erfahrung. Der liebe Gott hat mich diesen schweren Weg geführt, ich

könnte fast sagen, er hat mich geschleift. Ich weiß, wie viel eine Seele leidet, wie sehr unglücklich sie in dem Augenblick ist . . . Die Natur wird sich darüber auflehnen, aber lasst die Natur stöhnen und sagt stets: ‚Herr, dein Wille geschehe‘<sup>33</sup>). Solche Worte vernahm man im vergangenen Jahrhundert nicht allzu oft; sie haben Seltenheitswert, und statt sie masochistisch zu deuten, gilt es auf den heldischen Geist hinzuweisen, aus dem heraus sie gesprochen worden waren. Was muss ein Mensch erlebt haben, um in einer derart ungewöhnlichen Sprache vom Leiden sprechen zu können! Nur wer um den Garten von Gethsemane weiß, vermag diese Worte überhaupt zu verstehen, während sie den andern verschlossen bleiben. Mutter Alphons-Maria wollte nicht, dass die Schwestern die Leiden und die Ängste als Strafe Gottes ansahen -, sondern sie sah in ihnen ein Zeichen seines Schutzes und befand sich damit am Eingangstor zu einer Leidensmystik, die viele Heilige vertreten haben.

Trotz der erstaunlichen Leidensbereitschaft sah man Mutter Alphons-Maria nie mit saurer Miene herumgehen. Sie lehnte alle Traurigkeitwandlungen scharf ab: ‚Keine Niedergeschlagenheit!‘<sup>34</sup>). Der Geist der Traurigkeit ist ein niederziehender Geist, der dem Menschen falsche Gedanken eingibt. Mit dem Ernste hat er nichts zu tun, im Gegenteil, schwermütige Anwandlungen sind immer Einflüsterungen des Bösen.

Die Traurigkeit ersetzte sie durch die Losung ‚freut euch‘. Die Heiterkeit wohnt nur in einer gelösten und erlösten Seele. Sie ist nicht dasselbe wie Lustigkeit oder gar Ausgelassenheit, die einer Ordensfrau schlecht anstehen würde. Heiterkeit ist innere Gelassenheit. Man ist überrascht, nach dem ungeheuren Ernst, mit der Mutter Alphons-Maria vom Leiden sprach, diesem ungetrübten Bekenntnis zur Heiterkeit zu begegnen. Doch liegt es in der Sache beschlossen. Heiterkeit ist ein Beweis der Leidbewältigung. Die Stifterin schloss ihre ‚Unterweisungen‘ mit den Worten: ‚Seid deshalb, meine Kinder, immer heiter, immer zufrieden, vor der ihr euch am meisten zu hüten habt. Bekämpft immer in euch die Traurigkeit zum Wohle eurer Seele und zur Erbauung für eure Mitschwester und aller jener, welche euch sehen. Nur Ruhe, Heiterkeit, Freude ziemt sich für ein Gotteskind!‘<sup>35</sup>). Mit der unterstrichenen Heiterkeit meinte Mutter Alphons-Maria die Freude, welche die Engel am Weihnachten auf Betlehems Fluren verkündet haben. Die Freude ist vom Evangelium nicht ablösbar, sie ist jene Fröhlichkeit, die die Welt nicht kennt. Das bedeutsame Ablehnen der Traurigkeit, verbunden mit der Betonung der Heiterkeit gehört zur Substanz des Christentums, Heiterkeit gehört zur Substanz des Christentums, welche die Christen stark vernachlässigt haben.

Heute wird oft behauptet, wir seien eine Generation ohne Leitbilder. Es mag dies zutreffen, sofern wir auf die gegenwärtige Verwirrung schauen. Der Christ aber befindet sich in einer anderen Situation. Mutter Alphons-Maria stellte den Schwestern ein klares Richtbild vor Augen, das für sie Vorbild und Verpflichtung war. Sie nannte es ‚Töchter des göttlichen Erlösers‘. Nichts Größeres lässt sich einem Menschen sagen, als ‚du bist ein Erlöser‘. Eine ausgesprochene Christus-Bezogenheit liegt darin verborgen. Erlösung gibt es nur durch den Erlöser. Wenn Erlösung Wirklichkeit werden soll, muss der Erlöser unsichtbar gegenwärtig sein. Das Werk der Erlösung begann an Weihnachten und vollendete sich auf Golgatha. Aber es ist noch nicht abgeschlossen, ‚es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden‘<sup>36</sup>). So schreibt Johannes, und nach Paulus seufzt die ganze Kreatur und wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes<sup>37</sup>). Wir haben teil an der Erlösung, wir strahlen sie aus und arbeiten an ihrer Ausbreitung. Die Schwestern dürfen überzeugt sein, dass sie erlöst sind, ein Bewusstsein, das jeden Skrupel ausschließt, an dem so viele frommen Seelen kranken. Die Erlösung ist das Fundament der Freude und der Kraft, aus der eine Klosterfrau lebt. Mutter Alphons-Maria betonte die Schlichtheit und die ausgeglichene Gelassenheit, nach denen die Schwestern ‚immer trachten müssen vor Gott zu wandeln und deswegen sich in



beständiger Gemütssammlung durch unablässiges Gebet zu erhalten suchen<sup>38</sup>). Das Erlösungsbewusstsein schaltet alle pharisäische Überheblichkeit aus. Die Stifterin sagte über die Sünder: „Ihre Sünden verschwinden vor meinen Blicken, ich sehe in ihnen nur ein Geschöpf Gottes . . . Ich fühle keinen Unwillen gegen sie. Ich fühle Mitleid, Erbarmen und das Verlangen, dass sie sich bekehren möchten, das ihnen verziehen werde; nur dieses Gefühl empfinde ich“<sup>39</sup>). Es ist Christus, den sie mit der Formulierung „Tochter des göttlichen Erlösers“ den Schwestern als immer gültiges Vorbild auf den Lebensweg gab.

Doch kehren wir von diesen bedeutungsschweren Worten der Mutter Alphons-Maria zu ihrer Person zurück. Ein Biograph nannte sie um ihres organisatorischen Talents willen eine „ausgesprochene Regentennatur“<sup>40</sup>), was aber, christlich gesehen, keine glückliche Formulierung ist. Gewiss war Mutter Alphons-Maria eine Autorität, weil Autorität sein muss. „Antiautoritäre Erziehung“ ist ein irreführendes Schlagwort. Aber es muss eine legitime und keine angemaßte Autorität sein. Ungeachtet ihrer schlichten Erscheinung ging von der Gründerin eine unerklärliche Macht auf die Menschen aus, gerade weil sie nach keiner Macht strebte. Ihre Macht bestand in ihrer Ohnmacht. Wegen ihrer bäuerlichen Herkunft hatte sie etwas Derbes und Nüchternes an sich. Mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit tat sie, was sie tun musste. Mutter Alphons-Maria war ein innerlich geordneter Mensch, der sich zu den einfachen Gläubigen zählte. Sie verwickelte sich nicht mit dem Teufel, diesem listigen Gesellen, in interessante und zweideutige Gespräche, sondern dachte nur an den Dienst Christi, und gerade deswegen hat sie das Christentum in aller Bescheidenheit durch den Sturm der Zeit hindurch getragen.

Begreiflich, dass sie schon mit fünfzig Jahren den abgezehrten Eindruck einer Greisin machte. Im Sommer 1867 erlitt die Stifterin einen Gehirnschlag, dem sie nach wenigen Tagen erlag. Sie starb ohne alle erbaulichen Begleiterscheinungen – das gehört auch zum Bild der unscheinbaren Heiligen. So unbemerkt sie in die Welt eingetreten ist, so unbemerkt ist sie von der Welt abgetreten. Die Toten aber dürfen nicht vergessen werden; sie leben, und nach Novalis sind sie für uns ansprechbar, sind in den Geheimniszustand erhobene Menschen. Wenn wir diesen Glauben bewusst pflegen, gehen von ihnen andauernde Wirkungen aus.

## VI

Nach Beendigung unserer Pilgerfahrt im Geiste nach Niederbronn versuchen wir uns über das innere Bild klar zu werden und daran einigen Überlegungen zu knüpfen. Wir reden nicht gleich von einer Durchbruchserkenntnis; dieses zu hohe Wort könnte sich leicht ins Gegenteil umkehren. Vorsichtig und besonnen wollen wir über die Folgerungen nachdenken, die wir darauf für unsere Person und unsere Aufgabe ziehen sollten.

Unsere Zeit befindet sich in einem chaotischen Zustand. Wir dürfen nicht nur die böse Welt dafür verantwortlich machen, sondern müssen zugeben, dass auch die geistigen Kreise versagt haben. Aus diesem Grunde ist auch das Ordenswesen gegenwärtig von einer offenkundigen Krise ergriffen, die sich in bedrohlichen Nachwuchsschwierigkeiten und in einer verbreiteten Ratlosigkeit auswirkt. Es nimmt teil an der Verwirrung, die in den Raum der Kirche eingedrungen ist. Die Diskussion kreist nur noch um die eine Frage „progressiv oder konservativ“, was eine sterile Verengung bedeutet. Aus dieser politischen Alternative kann, geistig gesehen, keine Wiedergeburt hervorgehen. Selbstverständlich gibt es Wandlungen im Bewusstsein, darüber sind wir uns ganz klar, auch erfordern veraltete Einrichtungen eine Neugestaltung. Das geben wir keineswegs nur widerwillig zu, sondern sind innerlich bereit, selbst freudig an der Veränderung mitzuarbeiten. Doch wäre es falsch,

schematisch den modischen Schlagworten entsprechend zu denken, denn dadurch würde man sich unmerklich vom Zeitgeist fortschwemmen lassen. Das Festhalten am Fortschrittlichen oder auch am Beharren läuft meistens auf ein geistloses Geplänkel hinaus.

Vielmehr geht es uns um das Wesentliche, das lebendig Christliche, die wirkliche Verbundenheit mit Gott, die erfahrene Christus-Realität, die allein entscheidende Liebe. Wir spielen nicht die Kräfte gegen die Formen aus, weil diese Parole trennt, was unbedingt zusammengehört. Es gibt nichts Neues ohne die Anknüpfung an das Alte. Wir wollen das Ursprüngliche neu erleben und müssen uns deshalb mit aller Kraft auf unsere unscheinbare Heilige besinnen. Mit den neuerlebten Heiligen allein und nicht ohne sie, überwinden wir die gegenwärtige Stagnation der Christenheit. Die Erneuerung muss von innen her vollzogen werden. Es gibt keine echte Reformation des Ordenslebens, wenn die Tradition gering geachtet, oder sogar über Bord geworfen wird. Die Überlieferung hat für uns verpflichtenden Charakter, denn nur sie lässt uns nicht in auflösenden Tendenzen versanden. Das Bewahren ist zur gegenwärtigen Stunde ein Gebot der Treue. Mutter Alphons-Maria war ein in der Tradition verwurzelter Mensch, deswegen sie auch von der Unsicherheit oder gar Verlorenheit des neuzeitlichen Menschen frei war. Dabei nehmen wir das Wort Erneuerung nicht schnell in den Mund, denn nur zu leicht könnte es uns so ergehen, wie es schon vielen ergangen ist, die sagen „Erneuerung, Erneuerung“, und es ist keine Erneuerung da. Wir sind überzeugt, dass sich eine Erneuerung nicht einfach machen lässt, sondern nur von Gott erbeten werden kann. Sie wird denen zuteil, die Tag und Nacht zu ihm rufen und in dieser Bitte nicht nachlässig werden.

Eine spirituelle Erneuerung greift vor allem auf die Anfänge zurück. Der Ursprung ist bedeutsam, eine Erkenntnis, die besagen will: Wir müssen auf Mutter Alphons-Maria zurückgehen, denn was die Stifterin dachte und wollte ist für uns ausschlaggebend. Diese Erkenntnis liegt auch der „Lebensordnung“ der Schwestern vom göttlichen Erlöser zugrunde, die stets auf die Stifterin zurückweist und ganz offensichtlich auch von ihr inspiriert ist. Wir müssen sie als die unscheinbare Heilige neu sehen und dürfen sie nicht zu einer Wunschgestalt zurechtrücken. Sie stand immer in der Mitte, blieb stets bescheiden, alle hochfliegenden Pläne und alle Spekulationen lagen ihr unendlich fern, an ihrem Ort aber wollte sie stets ihre Pflicht erfüllen. Wenn wir zu ihr kein inneres Verhältnis gewinnen, wenn uns ihre Persönlichkeit kalt lässt, dann ist bereits der Ansatz verfehlt. Dabei dürfen wir sie nicht sklavisch nachahmen, weil bloße Imitation unschöpferisch ist und sich die Geschichte auch nie wiederholt. Ihr Geist aber muss in den Töchtern vom göttlichen Erlöser allezeit lebendig sein. Allein auf diesem Weg gelangen wir zu einer notwendigen Erneuerung aus der Wurzel. Alle andern Wege führen in eine Sackgasse. Ein Werk lebt nur aus dem Geist, aus dem heraus es entstanden ist. Wenn sich das Ursprüngliche verflüchtigt, ist es geschehen mit ihm. Die Schwestern müssen sich immer wieder auf die ersten Tage der Kongregation konzentrieren, um dadurch Klarheit über das Wesen und die Aufgabe einer Klosterfrau zu bekommen. Von dorthin müssen wir weiterdenken und nach neuen Möglichkeiten Ausschau halten. Diese Einsicht besaß schon Mutter Alphons-Maria, denn aus dieser Überlegung heraus bestand sie so unnachgiebig darauf, dass alle Schwestern jedes Jahr einmal ins Mutterhaus zurückkehren, dort ihre Exerzitien halten, die geistig-heimatliche Atmosphäre wieder in sich aufnehmen und sich von ihr erfüllen lassen. Mit Herrschsucht, die die Leute im Griff behalten will, hat dies nichts zu tun. Es gilt, das Ziel und den Weg Mutter Alphons-Maria innerhalb der Kongregation lebendig zu erhalten. Gewiss erfordern neue Zeiten auch neue Methoden, aber sie dürfen nicht im Widerspruch zu den Anfängen stehen, sondern müssen von dessen Geist getragen sein. Wenn wir die Urkräfte beschwören ohne die Formen zu vernachlässigen, bleibt das Werk lebendig und wirkt es sich als ein Brunnquell aus. Dies alles soll keine bloß pietätvolle geschichtliche Erinnerung sein. Es handelt sich

um kein „Damals“, sondern um einer „Jetzt“. Bei den Heiligen bleibt eine historische Begebenheit lebendig und wird damit zugleich ein gegenwärtiges Heute. Widerstandskreise muss man in dieser Stunde bilden, Zellen, die sich für das Erbe gegenüber den Auflösungsbestrebungen unserer Zeit verantwortlich wissen und die den Mut aufbringen, im Widerspruch der Gegenwart zu leben.

Mit diesen Worten ist die Kongregation nicht etwa auf einen historischen Punkt festgelegt. Dies darf bei einem derart großen Werk nicht geschehen, sonst würde es erstarren, was ebenfalls nicht dem Sinn der Stifterin entspräche. Die Kongregation muss bereit sein, auch neue Aufgaben zu übernehmen; es wäre verfehlt, an den spezifischen Nöten der heutigen Zeit vorüberzugehen, denn auch Mutter Alphons-Maria ist an den Nöten ihrer Zeit nicht vorbeigegangen. Dies erfordert schon die apostolische Wirksamkeit. Die Treue gegenüber dem Ursprung und die Öffnung für neue Möglichkeiten sind nicht Gegensätze, sondern stehen in einem Wechselverhältnis zueinander: keine Treue ohne Öffnung und keine Öffnung ohne Treue. Was im gegebenen Augenblick richtig ist, sagt uns allein der Heilige Geist, um dessen Erleuchtung wir flehen.

Dagegen ist eines gewiss in der gegenwärtigen Bedrohung des Ordenslebens: Mit den heute vielfach erstrebten modernistischen Erleichterungen geht es nicht. Auf diesem Weg gelangt man nur zu einer inneren und hernach folgerichtig auch zu einer inneren und hernach folgerichtig auch zu einer äußeren Auflösung. „Unserer Erleichterungen sind es, die wir am härtesten büßen müssen“, schreibt sogar Nietzsche<sup>41</sup>). Die Parole „Anpassung“ ist mit Vorsicht zu gebrauchen. Jedenfalls liegt keine echte Anpassung vor, wenn man einfach mit den Wölfen heult. Dem Bequemlichkeitsbedürfnis nachgeben ist nie gut. Die echten Reformatoren haben die Dinge immer schwerer und nicht leichter gemacht; nur Strenge hilft, hat Kierkegaard gesagt. Die modernen Strömungen sind oft ohne Maßstab. Wer in erster Linie modern erscheinen möchte, verwechselt gröblich den Zeitgeist mit dem Heiligen Geist. Aus solchen schwächlichen Bestrebungen kann nur eine mittelmäßige Nonne hervorgehen, über die der temperamentvolle Bernanos die Worte schrieb: „Der Zustand einer mittelmäßigen Klosterfrau scheint mir beklagenswerter als der eines Räubers. Der Räuber kann sich bekehren, und das wird für ihn eine Wiedergeburt sein. Die mittelmäßige Klosterfrau kann nicht wiedergeboren werden. Sie ist geboren, hat ihre Geburt verfehlt, und geschieht kein Wunder, bleibt sie für immer eine Missgeburt“<sup>42</sup>). Das ist ein erschütterndes Wort, das uns erschreckt und in unseren Ohren gellt. Aber es liegt ganz auf der Linie Mutter Alphons-Marias, die ihren Töchtern einschärfte: „Ihr seid nicht hierhergekommen, um euer Vergnügen, eure Gemächlichkeit, eure Ruhe zu finden. Ihr seid hierhergekommen, um das Leben Jesu Christi zu leben, also ein abgetötetes, ein gekreuzigtes Leben zu führen, wie dasjenige unseres göttlichen Meisters“<sup>43</sup>). Es geht um Horchen und Gehorchen; subjektive Willkür und Disziplinlosigkeit nehmen nie ein gutes Ende.

Ein ungläubiger Mensch sagte einmal in einem modernen Roman: „Für mich steht die Nonne auf der letzten Stufe der Gesellschaft, auf der tiefsten“<sup>44</sup>). Diese Geringschätzung ist heutzutage zu einem Gemeinplatz geworden, den unsere Gebildeten mit Vorliebe zu wiederholen pflegen. Wir sind weit entfernt davon, uns über die darin ausgedrückte Verachtung zu entrüsten, glauben wir aber mit Mutter Alphons-Maria, dass die Töchter des göttlichen Erlösers den letzten Platz einnehmen und dabei denken: „Dieses hier ist wohl mein Platz, ich verdiene keinen andern und ich bin glücklich, dass man mich duldet wo ich bin“<sup>45</sup>). Der Entschluss, „mein Platz ist immer in der letzten Reihe“, befreit den Menschen mit einem Schlag von allem ehrgeizigen Geltungsdrang, der die Seele wie ein Juckreiz plagt. Mit der Losung vom letzten Platz befinden wir uns in der geistigen Nähe von Charles de Foucauld, der ebenfalls dieser Parole nachzukommen trachtete. Die Allerletzten zu sein, entspricht der Demut, die das Eingangstor zur christlichen Existenz ist, auf die es heutzutage

vor allem ankommt. Mit der alles entwaffnenden Demut verbinden wir den Armutsgedanken, der heute aus vielen Orden entschwunden ist, weil er mit der neuen Lebensführung nicht vereinbar ist. Mutter Alphons-Maria verankert ihn jedoch in der Regel, in der vom „Geist der Armut“ die Rede ist <sup>47</sup>), der vorschreibt, dass die Wohnung der Schwestern sehr einfach, ohne überflüssige Gegenstände, und die Kost der Ordensfrauen jener armer Leute entsprechen müsse. Der heutige Mensch erstickt in den Gütern der Welt und ist deswegen in größter Gefahr, den Herrn endgültig zu verlieren. Hierin liegt die getarnte Falle der Wohlfahrtsgesellschaft, die sich immer mehr in die Netze des Versuchers verstrickt: „Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest“ <sup>48</sup>). Nur eine radikal durchgeführte Armut reißt der gleisnerischen Bestrebung, auf der Höhe der Zeit zu sein, die lügnerische Maske vom Gesicht und findet sich zum urchristlichen Geist des Evangeliums zurück. Zu ihm zählt auch die innere Zucht, die nach außen hart erscheint, im Inneren glüht und sich zur Treue gegenüber der aus dem Ewigen hervorgegangenen Ordnung bekennt.

In dieser Einstellung ist allein die Substanz der christlichen Existenz enthalten. Mutter Alphons-Maria hat selbst diese heroische Lebenshaltung eingenommen, die sich nicht vom Dasein einer Tochter des göttlichen Erlösers ablösen lässt. Die Stifterin redete nicht etwa einem natürlichen, sich aus eigener Kraft ernährenden Helden dem das Wort, wohl aber wollte sie, dass man den „Harnisch Gottes“ anziehe, ohne den kein Christ bestehen kann. Der Heroismus der Liebe hat seit jeher in der Geschichte der christlichen Heiligen das Unmögliche möglich gemacht. Mit Lindenblütentee retten wir die heutige Christenheit nicht, sondern nur mit einem kühnen Wagnis, allen Angsthasen zum Trotz. Die Gründerin sprach in ihren Unterweisungen von der Geißelung Jesu, die in scharfem Gegensatz zu aller Weichlichkeit stehe und war ganz hingerissen von diesem „heroischen Schauspiel“ <sup>49</sup>). Der echte Christ verkörpert eine mutige Lebenshaltung und stürzt sich förmlich in geistige Abenteuer. Ohne den Gehorsam gegenüber Christi Worten „fahret auf die Höhe und werfet dort die Netze aus“ <sup>50</sup>) gab es noch nie eine eindrucksvolle christliche Existenz. Es gibt eine christliche Tapferkeit, es gibt einen christlichen Mut, und es gibt auch eine christliche Ehre, die für eine Tochter des göttlichen Erlösers unabdingbar sind. Auf keinen Fall wollen wir vor dem Zeitgeist kapitulieren. Das Christentum lebt von den heroischen Menschen, denn sie sind bereit, das Äußerste für das Größte zu geben. Ist das veraltet und durch die modernen Ereignisse überholt? Der Zeitgeist will uns das zuflüstern, weil er fühlt, dass er einzig und allein von der selbstlosen heroischen Haltung besiegt wird. Das Christentum steht und fällt mit ihr, und es wird leben, solange noch ein Mensch von diesem todesmutigen, heroischen Geist erfasst ist.

Das innerlich entflammte Wesen, das nicht auf weltliche Anerkennung, sondern auf wertbeständiges Sein abstellte, verdanken wir Mutter Alphons-Maria, weswegen wir sie auch die unscheinbare Heilige nennen. Mag nun der eingeleitete Seligkeitsprozess zum Ziele führen oder nicht, das ändert an unserer Auffassung nicht das Geringste. Zu allen Zeiten gab es auch unkanonisierte Heilige, unter denen besonders stark die unscheinbaren vertreten sind. Mutter Alphons-Maria war und bleibt die unscheinbare Heilige. Alle eitle Ehre und alles Wohlgefallen fürchtete sie wie das Feuer. Es würde nicht ihrem Sinn entsprechen, sie am Schluss mit Lob zu überschütten. Vielmehr wollen wir daran erinnern, dass es wohl in der Absicht der Vorsehung lag, durch Mutter Alphons-Maria ein Korn zu säen, das zu keimen und zu wachsen nicht aufhört. Wir dürfen uns nicht begnügen, den Worten der Heiligen nur Beifall zu klatschen, sind wir doch aufgefordert, ihre unabweisbar drängende Botschaft immer wieder neu zu verwirklichen, gemäß den Worten Mutter Alphons-Marias: „Ich sehe in allem immer und überall nur Gott, Gott allein“ <sup>51</sup>).

## QUELENNACHWEIS

Mutter Alphons-Maria, Elisabeth Eppinger, 1950 = Mutter L. Pfleger: Die Kongregation der Schwestern vom Allerheiligsten Heilande, genannt „Niederbronner Schwestern“, 1921 = Pfleger

Antoine Guth: Zum Seligsprechungsprozess der Mutter Alphons-Maria, 1965 = Guth

Unterweisungen unserer ehrwürdigen Stifterin Mutter Alphons-Maria, 1948 = Unterweisungen

1. Regel, Diktirt und gegeben durch die ehrwürdige Stifterin Mutter Alphons-Maria, 1849 = Regel

<sup>1)</sup> Ps. 73, 28;

<sup>2)</sup> Guth, S. 35;

<sup>3)</sup> Mos. 19,2;

<sup>4)</sup> Augustin: Bekenntnisse, XI, 14;

<sup>5)</sup> Guardini: Sorge um den Menschen, 1967, Bd. I, S. 228;

<sup>6)</sup> Phil. 2, 8;

<sup>7)</sup> Mutter, S. 38;

<sup>8)</sup> Guth, S. 21;

<sup>9)</sup> Bernanos: Vorhut der Christenheit, 1950, S. 194;

<sup>10)</sup> Mutter, S. 38;

<sup>11)</sup> Pascal: Vermächtnis eines großen Herzens, 1938, S. 57;

<sup>12)</sup> Mutter, S. 61;

<sup>13)</sup> Guth, S. 43;

<sup>14)</sup> Mutter, S. 62;

<sup>15)</sup> Mutter, S. 80;

<sup>16)</sup> Mutter, S. 79;

<sup>17)</sup> Mutter, S. 169;

<sup>18)</sup> Unterweisungen, S. 71;

<sup>19)</sup> Regel, 1. Kap. § 2;

<sup>20)</sup> Unterweisungen, S. 17;

<sup>21)</sup> Unterweisungen, S. 24;

<sup>22)</sup> Mutter, S. 136;

<sup>23)</sup> Guth, S. 23;

<sup>24)</sup> Guth, S. 24;

<sup>25)</sup> Unterweisungen, S. 42;

<sup>26)</sup> Unterweisungen, S. 62;

<sup>27)</sup> Unterweisungen, S. 61;

<sup>28)</sup> Mutter, S. 105;

<sup>29)</sup> Unterweisungen, S. 57;

<sup>30)</sup> Unterweisungen, S. 34;

<sup>31)</sup> Unterweisungen, S. 64;

<sup>32)</sup> Unterweisungen, S. 12;

<sup>33)</sup> Unterweisungen, S. 46;

- <sup>34</sup>) Unterweisungen, S. 12;  
<sup>35</sup>) Unterweisungen, S. 88;  
<sup>36</sup>) 1.Joh. 3, 2;  
<sup>37</sup>) Röm. 8, 19;  
<sup>38</sup>) Regel, Kap. 2 § 3;  
<sup>39</sup>) Mutter, S. 258;  
<sup>40</sup>) Pfleger, S. 60;  
<sup>41</sup>) Nietzsches Werke (Klassiker-Ausgabe), Bd. VIII, S. 78;  
<sup>42</sup>) Bernanos: Die begnadete Angst, S. 36;  
<sup>43</sup>) Unterweisungen, S. 10;  
<sup>44</sup>) Julien Green: Der Geisterseher, S. 134;  
<sup>45</sup>) Unterweisungen, S. 29;  
<sup>46</sup>) Unterweisungen, S. 31;  
<sup>47</sup>) Regel, Kap. 3 § 11;  
<sup>48</sup>) Mt. 4, 9;  
<sup>49</sup>) Unterweisungen, S. 48;  
<sup>50</sup>) Lk. 5, 4;  
<sup>51</sup>) Mutter, S. 257.